

Film des Monats April 1987

Das Schweigen des Dichters

Spielfilm

besprochen von Hanno Loewy

Peter Lilienthals eindrucksvolle Verfilmung der Erzählung von Abraham B. Jehoschua verfolgt in stillen konzentrierten Bildern eine irritierende Beziehungsgeschichte. Der verstummte Dichter und sein zurückgebliebener Sohn in einem orientalischen Land: Israel.

Begründung der Jury der Evangelischen Filmarbeit

Diesem Film von Peter Lilienthal liegt eine Erzählung von A.B. Jehoschua zugrunde. Es ist die Geschichte zwischen dem Vater und seinem Sohn, der anscheinend sprachlich und geistig zurückgeblieben ist. Sie spielt am Rande einer israelischen Großstadt, an welchem die moderne Entwicklung weitgehend vorübergegangen ist. Weder der Dichter noch sein Sohn wollen oder können den Normen und Erwartungen der sie umgebenden Gesellschaft entsprechen. Während der Vater sich bewusst verweigert, versucht der Sohn ihn mit allen Mitteln zur Wiederaufnahme seines Schreibens zu bewegen. Aber bleibt angesichts der Wirkungslosigkeit des Wortes nichts anderes als das Schweigen? Nach einem gescheiterten Versuch, das Land zu verlassen, beginnt der Vater wieder zu schreiben — der Wunsch des Sohnes ist in Erfüllung gegangen. Die Kamera beschreibt in vorsichtiger Annäherung die zerbrechliche Beziehung zwischen Vater und Sohn und verlangt vom Zuschauer ein genaues und geduldiges Lesen der Bilder. Der Film spielt in einem Land, in dem die Verständigung unter den Bewohnern sich als Voraussetzung für ihr Überleben erweisen könnte; er vermag die komplexen Zusammenhänge von Sprache und Kultur ästhetisch überzeugend zu veranschaulichen.

Inhalt

Yoram, der Vater, liegt im Morgengrauen schlafend am Strand von Tel Aviv. Der kleine Gideon steht vor ihm, drückt einen dunklen Vogel an seine Brust und lächelt.

Yoram schildert, aus dem Off, seine Beziehung zu seinem Sohn. Spät geboren, ungeplant zur Welt gekommen, ist Gideon ein nur schwer zugängliches Kind. Die Leute sagen, er sei schwach-sinnig. Yoram meint, er sei ein Grenzfall.

Die beiden betreten den Hof eines Krankenhauses. Zu spät, die Mutter ist schon gestorben, die erwachsene Tochter kommt ihnen mit der Nachricht entgegen. Yoram bricht zusammen.

Gideon führt die Schwester in den Garten, wo er zerrissene Fotos von Vater und Mutter aus einer Kiste hervor-kramt. Er bekommt Schläge. Später kämpft sich Gideon durch den verwilderten Garten ihres Hauses am Stadtrand wie durch einen Urwald, brüllt und schlägt um sich.

Vater und Sohn besuchen Yorams jüngeren Bruder in Jerusalem, der im Sinai-Krieg sein Augenlicht verloren hat. Nun flicht er Körbe. Yorams Tochter heiratet. Man sieht Bilder vom Krieg

und spricht über die Arbeitslosigkeit. Yorams Schwiegersohn will am liebsten nach Kanada gehen.

Dann beginnt das Leben der beiden zu zweit. Gideon wird von einer Psychologin getestet. Seine Antworten sind die eines Narren. Verwirrend, abseitig, ratlos. In der Schule gilt er als nicht zu beurteilen. Immer wieder bringt er die Satzstellung durcheinander.

Ein Zeitsprung: Nun ist Gideon siebzehn Jahre alt. Yoram soll ihn endlich von der Schule nehmen, sagt ihm die Lehrerin. Gideon hat sich daran gewöhnt, seinen Vater zu bedienen, zieht ihm die Schuhe an, geht einkaufen, macht Frühstück, putzt die Wohnung. Yoram macht dabei ein resignatives Gesicht wie immer. Er weiß nicht, was er mit dem Jungen machen soll.

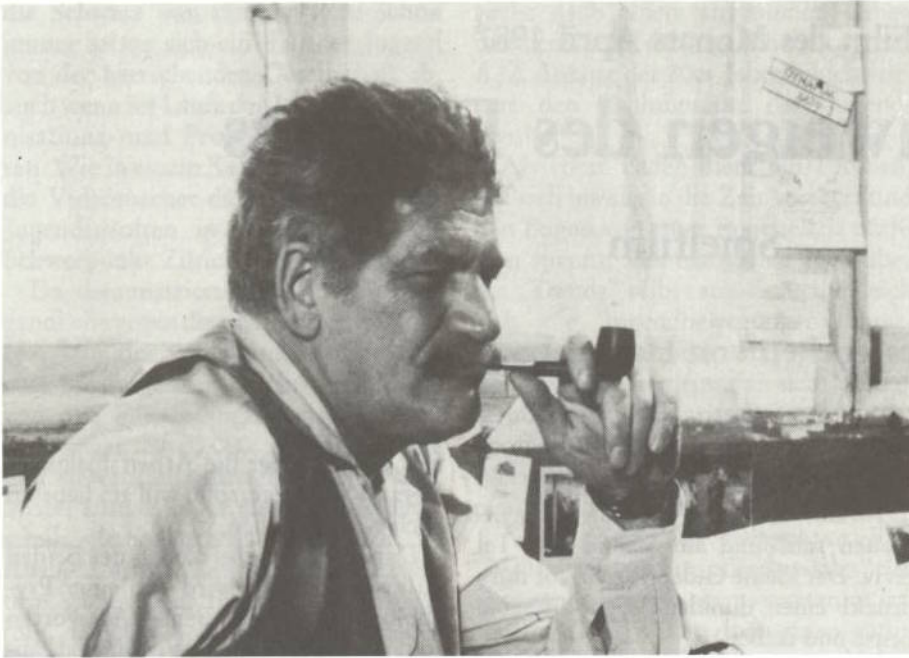
Eines Tages bringt Yorams Freund und Kollege Fayermann eine alte Freundin, Janina, mit. Nach einem Besuch bei Yorams Tochter und Schwiegersohn in Jerusalem kehren Yoram und Janina betrunken nach Hause zurück. Gideon hat die Tür abgesperrt. Janinas Sachen liegen im Hof. Sie verläßt Yoram.

Gideon will wissen, was sein Vater tut. Er arbeite bei einer Zeitung am Ha-



Aus: Das Schweigen des Dichters

Foto: Filmverlag der Autoren



Aus: Das Schweigen des Dichters

Foto: Filmverlag der Autoren

fen. Früher habe er Gedichte geschrieben. Und er gibt Gideon ein Buch. Abends, es regnet — und wenn es regnet, tropft es auch durch das Dach — liest Gideon Yoram's Gedichte. Der Vater kommt nach Hause und Gideon überwältigt ihn, reißt ihn auf einen Stuhl und liest ihm vor. „Wirst Du heute ein Gedicht schreiben?“ Yoram erklärt ihm, daß er schon vor seiner Geburt mit dem Schreiben aufgehört habe. „Man verlangt nicht mehr nach den Gesängen der Riesen, man begnügt sich mit dem Geschwätz der Zwerge.“ Gideon legt seinen Kopf auf die Tischplatte, zwischen eine Glaskugel und eine Freiheitsstatue aus Plastik.

Yoram's alte Gedichte sind verschwunden. Zur Rede gestellt behauptet Gideon, sie verkauft oder fortgeschmissen zu haben. Zum erstenmal schlägt Yoram ihn. Später finden sich die Gedichte in Gideons Zimmer.

Gideon sammelt Blumen, stellt sie am Morgen seinem Vater ans Bett, verteilt im ganzen Zimmer Blätter mit Zeilen aus seinen Gedichten, die er übertragen hat. In seinem Zimmer hängt eine riesige Papierrolle, auf der er unermüdlich Vaters Gedichte abschreibt.

Gideon geht einkaufen und besucht in der Stadt einen Verleger, der im Hinterzimmer einer Schneiderei residiert. Während er in obszöner Weise mit einer Angestellten schäkert — im Hintergrund ist Opernmusik (Don Giovanni) zu hören — erläutert er Gideon seine verlegerische Philosophie. Die von ihm eingereichten Gedichte seien wunderbar. Doch Literatur sei ein kooperativer Akt. So beginnt er gleich mit der Kür-

zung, indem er eine Seite nach der anderen in den Papierkorb wirft. — Ein Gespräch zwischen Yoram und Gideon. Der Vater meint: „Vielleicht kannst du für mich schreiben?“

Yoram hat eine Anzeige zum Verkauf ihres Hauses aufgegeben. Die Besucher sprechen gleich von Abriß. Gideon schließt sich in seinem Zimmer ein, zieht seinen Spielzeugroboter auf und läßt ihn los.

Yoram sucht Gideon in der Stadt, sieht ihn schließlich an einem Stand Schreibhefte kaufen. Doch bevor er ihn erreicht, flieht Gideon mit dem Autobus. Zu Hause wartet Gideon auf ihn. Er hat eine Geschichte geschrieben.

Abends zieht Gideon mit Freunden durch die Lokale der Stadt, und sie rezitieren Yoram's Gedichte. Er hat eine Jacke seines Vaters an, es wird getrunken und geraucht. Erst im Morgenrauen kommt er heim.

Yoram ist dabei, seine Sachen zu packen. Er hat beschlossen, ein Schiff zu nehmen und sich auf eine lange Reise zu begeben. — Er bringt Gideon bei der Eisenbahn unter.

Yoram will sehen, was Gideon geschrieben hat, doch Gideon will es ihm nicht zeigen. „Weil Du es zerreißen wirst.“

Auf der Straße begegnet Yoram einem alten Mann, der ihn wiedererkennt, ihn mit biblischer Sprache fragt, wo Gerechtigkeit zu finden ist.

Die Mitarbeiter bei der Zeitung feiern Yoram's Abschied. Er bekommt ein Bild geschenkt, sitzt seinen Kollegen gegenüber und erzählt von der Fahrt im Zug, von Gesprächen mit Mitreisenden

über die Lage an der Grenze. „Diesmal werden wir ausradiert.“ — Er geht alleine nach Hause. Dort sind die Möbelpacker bei der Arbeit. Man nimmt Gideon den Tisch unter dem Blatt weg, auf dem er gerade schreibt, den Stuhl, auf dem er sitzt.

Yoram liest in einer Boulevardzeitung ein Gedicht von sich, daß Gideon dort untergebracht hat. Gideon will ihn mit allen Mitteln wieder zum Schreiben bringen.

Auf dem Schiff ergeht sich Yoram in düsteren Prophezeiungen. Doch das Schiff läuft wegen der Kriegsgefahr gar nicht aus. So muß Yoram sich nun ein Zimmer in einem Hotel mieten.

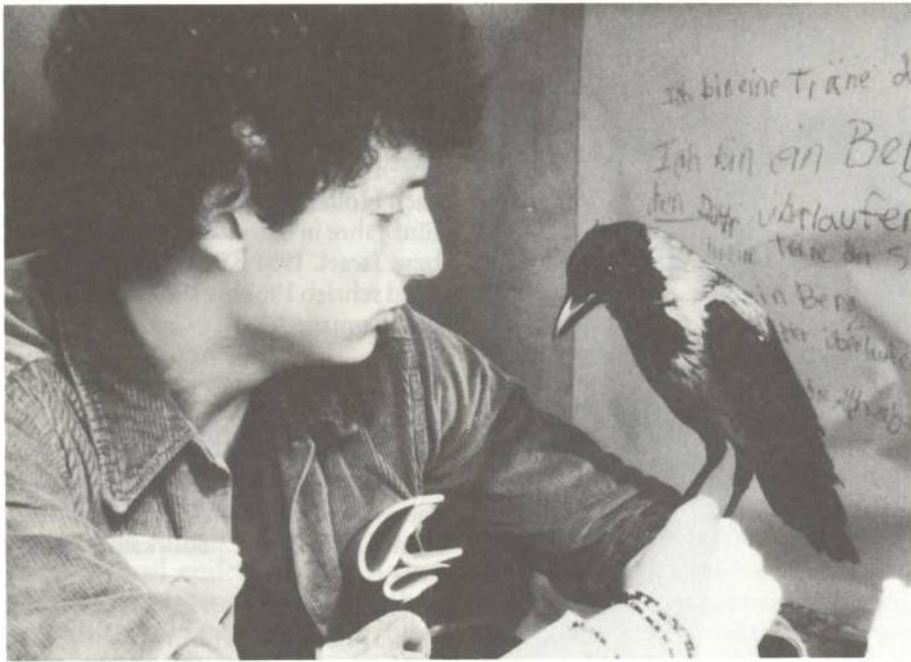
Gideon, in Eisenbahneruniform, besucht den Vater. Yoram sitzt am Fenster, am Schreibtisch. Eine junge Frau führt Gideon zu ihm: „Er sagt, er schreibe Gedichte über ein glückliches Leben, Geschichten, die mit dem Herz zu tun haben.“ Gideon legt seinem Vater einen Stein auf den Tisch und einen Kugelschreiber. Die Kamera blickt über Yoram's Rücken aus dem Fenster aufs Meer. Dann wird in das Bild einer Steppe überblendet. Beduinen reiten in wildem Galopp dem Betrachter entgegen und nach vorne aus dem Blickfeld.

Zur Gestaltung des Films

Zwei Menschen versuchen ihre Sprache (wieder) zu finden. Und die Kamera folgt ihnen auf dieser Suche, tastet die Räume ab, die sie umgeben, das Haus, die Straßen, hält Ausschau nach Zuflucht, ob zwischen den Beinen einer Festgesellschaft oder in der Wildnis des Gartens hinterm Haus.

Justus Pankau und seine oft aus der Hand oder mit extremen Brennweiten zwischen Nähe und doch immer spürbarer Distanz geführte Kamera gibt Peter Lilienthals Film ein ganz eigenartiges Gepräge. Sie selber hat sich den resignativen Blick des Dichters, den stauenden, suchenden Blick Gideons angeeignet, der den Dingen zu nahe treten muß, um etwas zu sehen.

Die Bilder und übrigens auch die Tonmischungen (aus denen immer wieder der Muezzin eines Minarets heraussticht, orientalisches Stimmen- und Musikgewirr auf den Straßen akzentuierend) bilden immer wieder abgeschlossene Räume, in die sich die Akteure zurückziehen. Oder Inseln, die von außen unterspült langsam wegzubrechen drohen und die von innen von einer Sehnsucht nach Sprache, nach Verständigung aufgezehrt werden.



Aus: Das Schweigen des Dichters

Foto: Filmverlag der Autoren

Das ist ein Film des Rückzugs, der Resignationen, den Peter Lilienthal, anders als in Jehoschuas Erzählung, mit einem versöhnlicheren Schluß versehen hat. Doch selbst das letzte Bild der heranstürmenden Beduinen bleibt zweideutig. Phantasie befreiter Kraft und Bedrohung zugleich.

Die lakonische Bilderfolge dieser Filmerzählung hat es immer wieder mit Nähe und Distanz zu tun. Mit der Verweigerung des Vaters, der sich auch der Liebesbezeugungen seines Kindes erwehrt, sich in die Aufmerksamkeiten des Jungen dreinfindet, ohne sie ihm danken zu können; mit dem Autismus des schwachsinnigen Gideon, der sich im Garten, in einem alten Autowrack, seine letzte Zuflucht eingerichtet hat.

Der hilflose Selbstbezug des Jungen wird immer wieder von den Bildern eingeholt, die ihn hinter verregneten Scheiben oder mit dem Kopf auf der Tischplatte zeigen. Len Ramras, ein zwanzigjähriger Amerikaner, auf den Lilienthal durch eine New Yorker Agentur aufmerksam gemacht wurde und der nie vor einer Kamera stand, spielt diese in sich gekehrte Rolle (des älteren Gideon) mit niemals ins Groteske abgleitender Intensität. Seine Welt erforschend, die nie so ganz die der anderen ist, gräbt er sich dennoch in seines Vaters Geschichte. Bis auf die wenigen Worte, die zwischen ihnen fallen, sind es vor allem Bewegungen, leise Gesten, denen die Kamera hinterherspürt, mit denen sich der Junge Zugang zum Vater erkämpfen will.

Die Mittel, über die Lilienthal so unspektakulär wie sicher verfügt, sind

schlicht und sparsam bemessen. So ist es auch die mit Gideon immer wieder in Verbindung gebrachte Farbe, die Yoram schließlich für sich annimmt. So wie Gideon sich mit roter Sonnenbrille und roten Tennisschuhen, roten Kissens oder roten Blumen ausweist, so trägt auch Yoram zum Schluß eine rote Reisetasche, bevor er wieder mit dem Schreiben beginnt.

Yoram wird von Jakov Lind verkörpert, der selber ein Dichter ist, ein schweigender Dichter womöglich, denn erschienen ist von ihm schon lange nichts mehr. Und so spielt der 60jährige (der einst als Schauspieler arbeitete) in produktiver Weise sich selbst in diese Rolle hinein, erfindet sie noch einmal aufs Neue. Sein Gesicht, das so unbeeugt den ganzen Film durchlebt und dem man doch die letzte Anstrengung, nicht zu zerbrechen, immer wieder entnimmt, verteidigt sich gegen die Zumutungen eines Verfalls, der von allen Seiten droht.

Die öffentlichen Räume, durch die der Film seine Protagonisten führt, sind ihnen selber fremd. Der Orient als feindlicher Raum ist dabei immer mehr als nur eine Metapher für politische Bedrohung, sondern die Phantasmagorie einer Fremdheit, die einem körperlich nahe rückt, einen zu verschlingen droht. Im Orient herrscht Regenzeit. „Tel Aviv ohne Abfluß, ohne Ausweg, Stadt der Tümpel. Und in der Ferne das Meer, dunkel, schmutzig, brüllend.“

Pankaus beiläufige Kamera arbeitet dabei wie eine Reportage, und es ist diese Selbstverständlichkeit, mit der sie die sprachlos gewordenen Akteure ver-

folgt, die einem keine Chance läßt, sich ihr zu entziehen.

Zur Diskussion

Zu spät geboren und ein Grenzfall, das ist nicht nur der junge Gideon, der sich in einer zerfallenden Welt autistisch entzieht. Ein spät Geborener ist auch Yoram, der alles gesagt zu haben glaubt, was er sagen kann.

Lilienthals Film spielt nicht zufällig in Israel, wo die großen Alten, die „Riesen“ der Aufbaujahre, die ihr Europa bis heute mit sich herumtragen, mit der Zeit zu abseitigen Originalen in der Fremde werden.

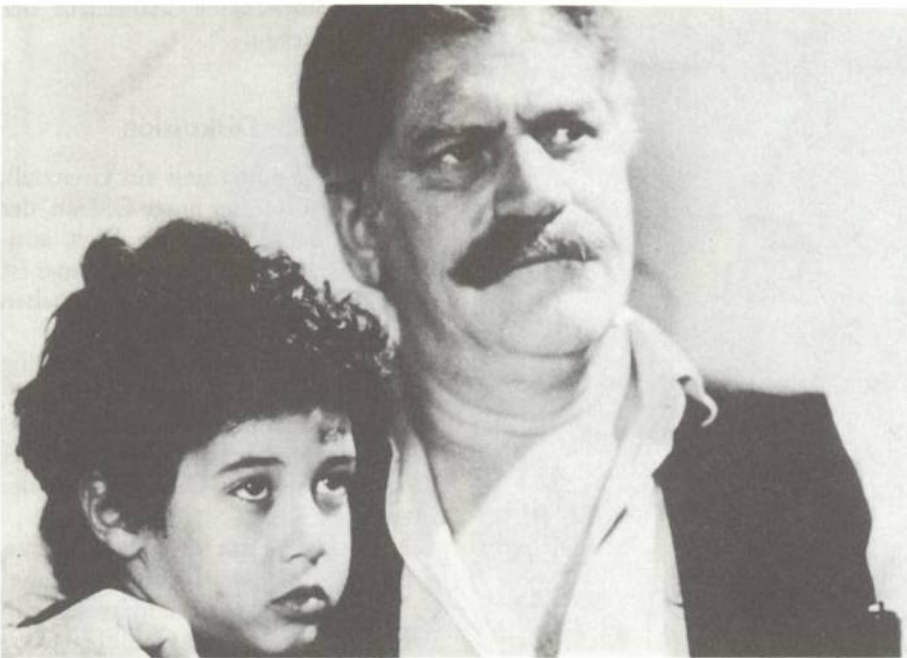
Nirgends nimmt der Film explizit Stellung, doch er fordert Stellungnahme heraus, evoziert in seinen Bildern immer wieder das Gefühl eines erschöpften Dahindämmerns, eines Auflösungsprozesses, gegen den sich zu wehren die Kraft fehlt. Offen bleibt, ob der Schluß des Films, der Yoram wieder zum Schreiben bringt, mehr ist als ein Traum, ob es für den Dichter doch einen neuen Blick auf die Ereignisse und die Menschen geben kann.

Die Welt, in der Yoram und Gideon versuchen ihre Sprache zu finden, ist bedroht, von innen wie von außen. Auch von den Bildern „heroischer“ Kriege bleiben nur Wunden zurück. Und der nächste Krieg hängt in der Luft. Doch der Film bemüht sich nicht um Erklärung, verkündet nichts weniger als eine Botschaft, womöglich zur Lage Israels. Er konstatiert mit Trauer einen Verfallszustand der Beziehungen.

Über Gideons Schwachsinn erfahren wir nicht mehr als das, was uns die Bilder mitteilen. Ein Kind, das in einer Welt aufwächst, in der es sich kaum noch lohnt, miteinander zu reden, dem nichts übrigbleibt, als sich vor dieser Welt in sich selber zu verstecken.

Yorams Generation (und die Jakov Linds und Peter Lilienthals, die beide als Kinder in den dreißiger Jahren aus Wien und Berlin emigrierten) ist zu spät gekommen. Sie darf jetzt nur zusehen, wie die Utopien von einst, die Gemeinschaften und die Gedichte, im Alltag eines permanenten Kriegszustandes dahingehen.

Das Schweigen des Dichters schweift umher zwischen all dem, was gerade dabei ist zuendzugehen. Das Haus von Yorams Redaktion im Hafen von Haifa (und man weiß eigentlich nicht so recht, wann man in Haifa ist und wann in Tel Aviv) steht wie ein Relikt in der Wüste. „Diesmal werden wir ausradiert“, hin-



Aus: Das Schweigen des Dichters

Foto: Filmverlag der Autoren

terläßt der Scheidende seinen Kollegen und besteigt ein Schiff, das nicht ablegen wird.

Und seinen Sohn, der endlich Zeichen von Selbständigkeit zeigt, läßt Yoram bei der Eisenbahngesellschaft zurück, die selbst eine letzte Hinterlassenschaft der britischen Mandatsregierung ist und auf ihre Liquidation wartet. Seit einem Jahr ist nur noch die Strecke zwischen Haifa und Tel Aviv in Betrieb.

So spielt der Film natürlich auch mit Voraussetzungen, die nicht jedem Zuschauer bekannt sind. Doch nie wird der Film von diesen Voraussetzungen abhängig. Israel bleibt immer auch ein metaphorischer Ort der Beziehungslosigkeit überhaupt, die es zu thematisieren gälte. Beziehungslosigkeit als Problem nicht wirklich bestimmbarer Grenzen, über die eine Verständigung nicht möglich scheint.

Und das gilt für das Verhältnis von Vater und Sohn genauso wie für die ganze Welt, in der dieser Film spielt. Eine Grenze, die Peter Lilienthal in jeder Minute des Films erlebbar gemacht hat.

Die Tonkulisse der Außenaufnahmen mit ihren arabischen Klängen legt die politische Grenze, in der Luft hängend, mitten durch den Alltag, sie ist überall präsent.

Mit seinem konzentrierten Erzählstil, der nie versucht, sich literarisch zu gerieren, sondern immer mit den Mitteln des Films, den bewegten und suchenden Bildern auskommt, behauptet Peter Lilienthal mit seltener Konsequenz die Position eines Autorenfilms,

um den es in den letzten Jahren doch eher still geworden ist. Da sind keine Zugeständnisse an aufwendige Produktionsapparate oder zum Malerischen verführende Schauplätze gemacht worden. Zu reden wäre darüber, ob er nicht damit schon den Beweis angetreten hat, daß der freie unverstellte Blick am Schluß des Films doch eine Chance hat.

In einem Interview reiht Lilienthal seinen Film in eine Reihe von Arbeiten ein, die einem Menschentyp treu geblieben sind, der von seiner Umgebung überrascht ist, dem sie nicht selbstverständlich ist, nicht vertraut. Hier müssen nun zwei hilflose Menschen, für die es keinen Platz gibt, füreinander sorgen. Und aus der Sprachlosigkeit heraus lernen sie schließlich, sich füreinander zu interessieren.

Zu Regisseur, Autor und Hauptdarsteller

Peter Lilienthal, 1929 in Berlin geboren, emigrierte 1939 nach Uruguay/Montevidео, kam 1956 nach Berlin zurück und begann zunächst mit Fernsehproduktionen sich einen Namen zu machen. Nach dem Erfolg seines ersten Films *Malatesta* (1969), für den er den Bundesfilmpreis erhielt, gehörte er 1971 zu den Mitbegründern des Filmverlags der Autoren. Es folgten u.a.: *Es herrscht Ruhe im Land* (1975), *David* (1978/79), *Der Aufstand* (1979/80), *Dear Mr. Wonderful* (1982) und *Das Autogramm* (1984).

Der Autor, Abraham B. Jehoschua, wurde 1936 in Jerusalem geboren und

ist seit 1972 Professor für Vergleichende Literaturwissenschaft in Haifa. Er schrieb Theaterstücke, Erzählungen und Romane.

Der Hauptdarsteller, Jakov Lind, geboren 1927 in Wien, emigrierte 1938 nach Holland. Nach Kriegsende lebte er fünf Jahre in einem Kibbuz in Palästina bzw. Israel. 1951 Rückkehr nach Wien. Lind schrieb 1962 bis 1973 Erzählungen und Romane.

Materialien

Literatur:

Amos Oz, *Im Lande Israel*. Aufsätze, Frankfurt a. M.: Suhrkamp-Verlag, 1984.

Amos Oz, *Der perfekte Frieden*. Roman, Frankfurt a. M.: Insel-Verlag, 1987.

Abraham B. Jehoschua, *Angesichts der Wälder*. Erzählungen, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1982 (auch als Fischer-Taschenbuch erhältlich).
Jakov Lind, *Selbstportrait*. Frankfurt a. M.: Fischer-Verlag, 1970 (auch als Wagenbach-Taschenbuch erhältlich).

Rezensionen:

epd Film 1987, Heft 4

film-dienst 1987, Heft 9, 26 135

Daten

Das Schweigen des Dichters

Spielfilm

Bundesrepublik Deutschland 1986, 98 Min., Farbe

Produktion: Reitz Filmproduktion, zusammen mit WDR

Regie: Peter Lilienthal

Buch: Peter Lilienthal nach einer Vorlage von Abraham B. Jehoschua

Kamera: Justus Pankau

Musik: Georg Bantzer

Darsteller: Jakov Lind, Len Ramras, Barbara Lass, Vladimir Weigel, Towje Kleiner, Daniel Kedem u.a.

Verleih: (35 mm) Filmverlag der Autoren GmbH & Co KG, Rambergstraße 5, 8000 München 40, Tel.: 089/3 81 70 00